

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1910)

Artikel: Jakob Burckhardt
Autor: Bernoulli, Carl Albrecht
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749492>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

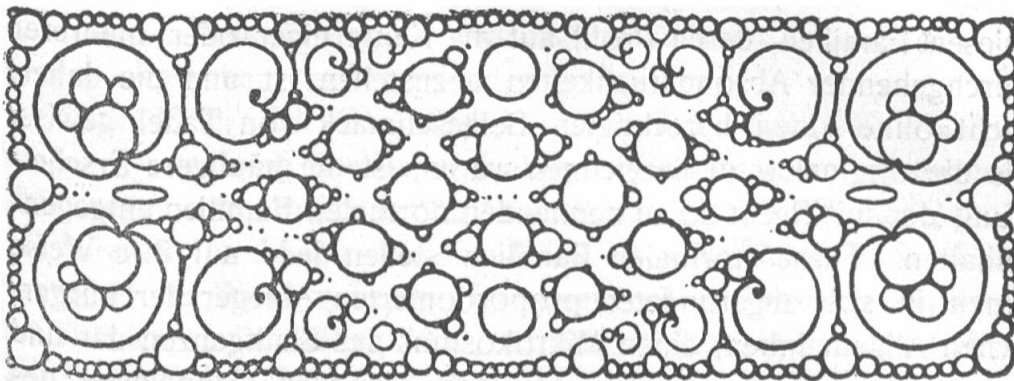
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



JAKOB BURCKHARDT

Keine äußere Jubiläumsnötigung ruft die Erinnerung an Jakob Burckhardt wach; der Stand der Dinge im europäischen Haushalt fordert von ihm zu reden. Im Gespräch über Kultur richten sich die Augen aller Einsichtigen und Verständigen sicher auf ihn, vorab in Frankreich und Deutschland. Aber als das Kind Basels wird er dann doch nicht so gewürdigt, wie ein letztes Erfassen seines Wesens dies verlangt. Nur von uns selbst, unter denen er wandelte, kann dies mit Erfolg geschehen.

I.

Die meisten der führenden Stadtfamilien danken, in Basel wie anderswo, ihren überragenden Einfluss entsprechenden Fähigkeiten, die sich in der Gesamtheit ihrer Mitglieder summierten und durch diese Vereinigung kräftiger Eindruck machten, als dies einer vereinzelt Begabung beschieden sein konnte. Indessen ist zwischen Familie und Familie zu unterscheiden. Mehr als eine bereicherte das Gemeinwesen durch eine bestimmte sich oft mehrfach vererbende Talentbetätigung, prägte jedoch ihre Besonderheit zugleich, gelegentlich bis an die Grenze des Lächerlichen, in Abweichungen von der durchschnittlichen Lebensführung aus, in leidenschaftlichen Steckköpfigkeiten oder muntern Kuriositäten — und wenn es nur eine Eigentümlichkeit der Sprache, des Räusperns, des Ganges, der Körperhaltung oder eine auffallende Gepflogenheit des Benehmens innerhalb der Gesellschaft betreffen mag.

Diesen Familien, deren Profil auf die Kante einer oder mehrerer durchgehender Absonderlichkeiten abzustellen ist und die daher, nicht ohne einen berechtigten Beigeschmack von Tadel gewiss, als die originalen zu bezeichnen wären, ist die häufigere Erscheinung der mit Recht so zu nennenden normalen Familien entgegenzuhalten. Diese normalen Familien stellen jede auf ihre Weise einen in sich abgerundeten proportionierten Ableger der bürgerlichen Allgemeinheit, einen Mikrokosmos des Stadtganzen dar und haben ohne Frage als die eigentlich gesunden Grundlagen des öffentlichen Lebens zu gelten.

Die Familie Burckhardt bildet für Basel das weitaus schönste Beispiel, wie auf der breiten Basis einer beruhigenden Durchschnittlichkeit mit solider Verankerung in Mittelgut und Mittelstand die Vitalität eines im Längsschnitt mehrhundertjährigen und im Querschnitt mehrhundertgliedrigen Stadtgeschlechtes in einzelnen seiner Kinder eine Steigerung erleben kann bis zu der die lokale Hochachtung überragenden Kalenderberühmtheit, ja bis zur einsamen Ausnahme der Genialität. Aus der langen Reihe geistlicher und weltlicher Notabilitäten, aller der Bürgermeister, Ratsherrn, Pfarrherrn, Professoren und Obersten mit Namen Burckhardt sind vor nun hundert Jahren zwei aus dem Rahmen der Stadtgeschichte ausgetreten, um auch in räumlicher Entfernung ihren Weg zu machen. Der eine, Emanuel Burckhardt, gleich Vater und Bruder von Beruf Militär, stieg in neapolitanischen Diensten zum Generalkapitän aller Truppen und Vizekönig von Sizilien auf, am Ende seines Lebens sogar mit fürstlichem Ehrenrang. Der andere, Johann Ludwig Burckhardt, hat in englischem Auftrag in arabischer Kleidung als Scheich Ibrahim seine Forschungsreisen durch Syrien, Arabien und Nubien ausgeführt. Wie sein Namensvetter es zum Duzfreund eines Königs gebracht hatte, so wurde er nach seinen Wallfahrten mit dem im Orient hochangesehenen Ehrengruß eines „Pilgers“ bedacht. Im Unterschied von diesen beiden ausländischen Burckhardt, die ihre Vaterstadt kaum recht gesehen haben und sie nur eben wie einen Horizont und Abschluss ihrer Ferne liebten, hat Jakob Burkhardt sich aus dieser seiner Anhänglichkeit an Basel einen konkreten Lebensuntergrund geschaffen und außer den Studien- und Reisejahren und einem fast als Exil empfundenen Dienstaufenthalt in Zürich sein langes Leben in Basel verbracht.

Er hat ein Anrecht darauf, aus dem städtischen Zusammenhang heraus angeschaut und verstanden zu werden.

Sein Vater, der Obersthelfer und spätere Antistes, arbeitete in der Erforschung der Basler Lokalgeschichte mit und hatte von Amtswegen eine Professur zu verwalten. Als Knabe übte Jakob im Münster, in dessen nächster Nähe er aufwuchs, sein Zeichentalent in der Wiedergabe der Ornamente. Vier Semester studierte er Theologie; am Betttag 1839, mit einundzwanzig Jahren, hat er als Student, damaliger Sitte gemäß, vor Beginn des Gottesdienstes im Münster Bibelstellen verlesen, um später nie mehr im Leben eine Kanzel zu betreten. Als er kurz darauf sich dem Studium der Geschichte zuwandte, bedeutete das mehr als bloß eine Wendung der Selbsterkenntnis, wie beim Brotstudenten ein Umsatteln sonst bedingt zu sein pflegt. Jene würdige entschlossene Lossage von der Erwartung des Vaters, den Sohn in seinen Fußstapfen wandeln zu sehen, war ein erster Akt der Formgebung in der Gestaltung des eigenen Schicksals. Die intensive Bewusstheit dieses Schrittes darf man nicht unterschätzen, weil er sich geräuschlos und ohne Aufwand vollzog. Jakob Burckhardt machte sich den Vorteil, einer normalen Familie zu entstammen, zunutze und hat, so lange er lebte, niemals irgend außerhalb der hergebrachten Ordnung, ja überhaupt immer nur in den Gleisen des Herkommens seine Ziele verfolgt. Kaum je gab er selbst Pedanten Anlass, etwas was er tat, besonders unerwartet zu finden oder gar etwa für hirnverbrannt zu erklären. Bis über sein dreißigstes Jahr war er der wohlgeratene, hochbegabte, gemäß dem Empfinden der Biedermeierzeit geniehafte Jüngling, der zu schönen Hoffnungen berechnete. Nie wollte er mit dem Kopf durch die Wand; gerade in jenen Werdejahren, in denen ihm eine unsichere Zukunft stille Sorge bereiten mochte, hatte seine Lebensführung etwas kaufmännisch Solides an sich. Er fasste seine Entschlüsse im Rahmen eines vernünftigen Voranschlages.

II.

Erst sein Buch „Constantin der Große und seine Zeit“ — die Tat des Vierunddreißigjährigen, lüftet den Schleier über die dämonischen Voraussetzungen seiner Seele. Jugendbriefe und die Dichtungsversuche decken den untersten Seelengrund noch mit

einer Schicht liebenswürdiger Konvention zu. Auch seine wissenschaftlichen Erstlinge, alles in allem gegen zehn Aufsätze und Broschüren, überbieten die Bezeichnung vielversprechender Tüchtigkeit kaum. Es bedarf eines wirklichen Wurfes, damit sich uns die Tür auftut. Der „Constantin“ ist nur denkbar als Kundgebung einer Leidenschaft; in ihm gelangt eine wirkliche Passion zum Durchbruch.

Wohl hat Burckhardt sich zu seinem ersten Hauptwerk instinktiv durchgefunden und nicht aus säuberlich abgestaubter Erkenntnis, hier sei noch eine Lücke auszufüllen. Er hat selber das Allgemeine und somit das Tastende seiner Stoffwahl deutlich dargetan: er habe eine Reihe derartiger Kulturbilder schreiben wollen, dann sei er ins Dozieren gekommen und so sei der „Constantin“ in seiner Weise als Anfangsglied einer unvollendeten Kette allein übrig geblieben. Diese Einschätzung lässt schließen, Burckhardt selbst sei überhaupt nie klar geworden, was für einen Wertzuwachs sein „Constantin“ für die Geschichtswissenschaft im grundsätzlichen bedeutete, und fast scheint es, auch die Wissenschaft wisse es heute noch nicht recht.

In seiner Doktorvita (1843) schrieb Burckhardt: „Am meisten aber wünsche ich mir Glück dazu, dass mir in der Geschichte als Lehrer der über alles Lob erhabene Leopold Ranke beschieden war.“ Doch hatte der Schüler auf den Stockzähnen gelacht über dem doktrinären Rezept: „Meine Herrn, Sie müssen den Sinn für das Interessante in sich entwickeln.“ Was er da Ranke als eine zu erwerbende, zu entwickelnde Einzelfertigkeit empfehlen hörte, das fand er in sich als zentralen Urtrieb vor: der Sinn für das Interessante, im Gegensatz wohl zum Pragmatischen, war ja doch nichts anderes als das Verständnis für das, was an der Geschichte nicht Kümmelspalterei und Urkundionentum, sondern unmittelbares, launisches, springendes Wesen sei. Dieses Vermögen der nachspürenden Lebenswitterung hat vor Burckhardt niemand so überlegen und nachhaltig ausgeübt wie er nun im „Constantin“. Bis dahin war jeder Geschichtsschreiber noch sichtbar der Enkel der Annalisten gewesen — am langen Leitfaden der Chronologie reihten sie ihre Daten auf, und auch Ranke hat, in den „Päpsten“, nach Burckhardts Ansicht seinem besten Werke, die Schilderung doch ziemlich fortlaufend als Erzähler durch-

geführt. Burckhardts „Constantin“ ließ sich nicht als Reihenfolge geben; der runde Stoffballen von fünfzig Jahren Durchmesser verlangte zum Darsteller einen Plastiker. Hier genügte eine Chronistennatur, die nur eben ein Zeitalter Revue passieren lässt, nicht; die intrikate Beschaffenheit einer Übergangsepoche mit ihren Kontrasten und Verwerfungen wollte von einem Rundumgänger betrachtet sein; weil Burckhardt sich die Führerqualität für labyrinthische Entwirrungen zutraute, griff er gerade diesen verworrensten Ereignisklüngel der alten Geschichte auf. Wie hat er ihn abgewickelt? So, dass immer ein Profil, eine Silhouette, ein Durchblick das Ergebnis war. Erst die Hinleitung durch die Kaiserreihe bis Diokletian — das Abendland und das Morgenland provinzenweise — dann das sinkende Leben einer müden Welt, dann die herbe Fürstengestalt des letzten Heidenimperators — die Gegenbewegung der aufkommenden Kirche — das barbarische Genie des ersten Christenkaisers und die Zentren der alternden Kultur.

„Es sollten,“ sagt das Vorwort, „die bezeichnenden, wesentlich charakteristischen Umriss der damaligen Welt zu einem anschaulichen Bilde gesammelt werden — nicht vorzugsweise für Gelehrte, sondern für denkende Leser aller Stände, welche einer Darstellung so weit zu folgen pflegen, als sie entschiedene abgerundete Bilder zu geben imstande ist.“ Damit hat Burckhardt, den Zweck des alten naiven Chronistenfleißes wieder aufnehmend, eine historische Arbeit unter dem Gesichtspunkt der edlen Unterhaltung angeboten; „denn,“ sagt er „den frühern Untersuchungen über denselben Gegenstand neuerdings eine ausschließliche Gelehrsamkeit zu widmen, hätte für den Verfasser nicht denjenigen innern Reiz gehabt, welcher einzig imstande ist, alle Anstrengungen aufzuwiegen.“ Mit Freimut ist da der persönliche Genuss bei Autor und Publikum zum Beweggrund der Konzeption gemacht und dem Aktenstaub des Bücherwurms, der Langenweile, der Gründlichkeit der Krieg erklärt. Dies sind erst Äußerlichkeiten; Burckhardts „Constantin“ hat tiefere Vorzüge, als nur angenehm lesbar zu sein und an einzelnen Stellen die Spannung der Romanlektüre zu erreichen. Ranke hat innerhalb der geschichtlichen Forschung der kritischen Sicherheit zum Siege verholfen. Der historische Kritiker wird aber immer etwas vom historischen

Rechthaber behalten. Dieser Gefahr beugte Burckhardt, wie wir sahen, vor, indem er sich vor allem Gelehrtenwesen zur Vergangenheit ästhetisch stellte. Und dies führt nun zur eigentlichen Feststellung des dem „Constantin“ gebührenden Lobes: Die Kritik, auch die historische, sagt ja *oder* nein, sonst meint sie ihrer Pflicht nicht genügt zu haben. Burckhardts „Constantin“ führt eine neue Art von Standpunkt in die Geschichtsbetrachtung ein. Er lässt das Heidentum gelten und lässt das Christentum gelten, aber nicht nur in der blassen Gleichgültigkeit, so sei es nun eben gewesen und nicht anders. Sein Urteil ist voll Temperament und läuft darauf hinaus: eine Sache ernst nehmen heißt ihre verschiedenen Seiten freilegen, *sowohl* ja *als* nein zu ihr sagen. Sein Buch von der Wende der alten zur mittleren Zeit ist philosophisch eingeschätzt ein entschlossener Bruch mit dem absoluten Wertungsmaßstab. Damit ist aber vordeutend eine hochmoderne Eigenschaft aufgezeigt: Die Abmessung der betrachteten und beurteilten Erscheinung vom Gesamtkomplex aus, durch den sie bedingt ist, und damit jene bloß relative Weltauffassung, die als untrüglichsstes Zeichen einer neuen Zeit zunehmend unser ganzes Leben und Denken beherrscht.

III.

Hat sich so Jakob Burckhardt bereits mit seinem ersten Buche als bahnbrechender Neuerer erwiesen, so gab doch die wahrhaft konservative Art und Weise, mit der er sein gesamtes Lebenswerk ausrichtete, für die Färbung seines Einflusses und dann auch seines Ruhmes den Ausschlag. Eine im besten Sinne bürgerliche Gepflogenheit erfuhr durch ihn die Umbiegung auf das geistige Gebiet. Als geistreicher Verklärer der Geschichte ist er populär geworden — ja, populär auch in dem Sinne, dass die spätern Zünftler sich zu diskreten Seitenblicken veranlasst sahen, als sei er, unter Auguren, eben doch nicht für voll zu nehmen; das ist insofern richtig, als Burckhardt diesen Ehrgeiz der Zunftpflicht gar nicht hegte, sondern einen geheimen, menschlich höheren.

Was hat es mit seiner ganz speziellen Art, Geschichte zu treiben, auf sich? Ich meine, hier liegt der Schlüssel zu seiner persönlichsten Lebenskammer verborgen, und ferner bin ich der Ansicht, dass hier ein ausgesprochen baslerisches Erbteil eine

ungeahnte Entfaltung gefunden habe. Von Alters her hat die Basler Gastfreundschaft in einem besondern Ruf gestanden. Wer ihrer nicht teilhaftig ist, behauptet leicht, sie sei gar nicht vorhanden; für diejenigen hingegen, die von ihr überrascht und durch sie beschenkt werden, genießt sie um der Gediegenheit der Aufwartung, um der Echtheit des vornehmen Gepräges willen das Ansehen, das sie verdient. Jakob Burckhardt war, wenn auch nicht arm, doch mit Glücksgütern nicht gesegnet; so lebte sich in ihm der patrizische Reiz, ein Haus zu machen und andere Leute prächtig bei sich zu empfangen, in einer Lust aus, für deren Befriedigung der prunkvolle Aufwand der Millionäre nicht ausreichen würde. In dem stillen Stolz eines unerschöpflichen Geistes beschloss er auf eigene Hand den Gastgeber zu machen und an reich besetzter Tafel ungezählte Hungerige und Durstige zu bewirten. Er ließ sich die Zone der Gastfreiheit nicht durch das lokale Interesse beschneiden.

Sein „Cicerone“ — 1855, drei Jahre nach dem „Constantin“ erschienen — nennt sich im Untertitel „eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens“ und hat sich damit sozusagen unterschätzt. Dieses „kleine, dicke“, in der Summe seiner drei Teile tausendseitige Buch hatte in seiner ersten Gestalt kaum etwas von einem Bädker; weit mehr als Reiseführer war es Mäcen und Gastfreund — es zeigte gar nicht so sehr fremde Schätze als dass es eigene austeilte und verschenkte. An dem war es gar nicht, dass im letzten Betracht unverzollte, allbeliebige Kenntnisse gegen Entgelt an den Mann gebracht werden sollten — es fand eine Mitteilung unbezahlbarer Gemütswerte geschenkweise statt: Burckhardt schaltete da nicht mehr wie ein Gelehrter, der als anständiger Mensch rechtmäßig erworbenes Gut rechtmäßig weitergab. Wie ein freier Künstler von Gottesgnaden spendet er aus Laune, aus Freigebigkeit, ohne es nötig zu haben. Der „Cicerone“ enthält innerstes Eigentum seines Verfassers — nicht erlernbares Wissen über die beschriebenen Kunstwerke — sondern die goldene Frucht dieser Kunstwerke, geerntet im Garten einer volltragenden menschlichen Empfindung. Das Erstaunliche auch an diesem Werk ist nicht der einzelne Wert und auch nicht die Summe von solchen, sondern die naturhafte, selbstverständliche Fülle eines kaum mehr zu überschauenden Wachstums. Im ersten

Teil gibt Burckhardt eine Entwicklung der Architektur Italiens von den Tempeln von Pästum über die Kirchen und Kuppeln des Mittelalters bis zu den Barockpalästen und dem Zaubergarten der Villa d'Este — im zweiten Teil wandelt er von den etruskischen Nekropolen durch die Überreste griechischer Herrlichkeit und die Taufsteine und Grabmäler der Baptisterien und Bruderschaften bis zu den Medicäergräbern und den andern Skulpturwundern des Cinquecento — im dritten Teil dann die Malerei von den pompejanischen Genrebildern über die stummen Fresken Giottos bis zu den Madonnen und schönen Büberinnen des strahlendsten aller Kunstalter.

Was hier der Schriftsteller im großen, in einer einzigartigen Ausnahme vollzog, vollführte aber der Professor in dem bescheidenen Rahmen des Lehrers und Gelegenheitsredners Tag für Tag. In seinem Berufe vor aller Welt — im Hörsal oder Vortragslokal vor seiner Stadt! Burckhardts akademische Tätigkeit ging in lauter Einfachheit und Gediegenheit auf. Nie hat der Wahlspruch, für das Volk sei das Beste gerade gut genug, eine diskretere Erfüllung gefunden. Seine populären Vorträge, die er außerhalb seiner Amtsverwesung hielt, reden nur schon durch ihre Titel. In der „Aula“ sprach er während fünfunddreißig Jahren — über Dichter aller Zeiten und Zungen: Odyssee, Ovid, Serbische Heldenlieder, Corneille, Shakespeare, Cervantes, Calderon, Camoëns, Byron, Manzoni — über kulturgeschichtliche Quellen: Dio Chrysostomus, Severinsvita, Thomas Morus' Utopie, Rabelais, Sebastian Münster, Mathäus Merian, die Briefe der Madame de Sévigny — über landschaftliche Schönheit, über das Tessin in landschaftlicher Beziehung, über niederländische Landschaftsmalerei, Ruysdael, Claude Lorrain — über Architektur: Freiburger Münster, Straßburger Münster, über unsern Münster-Kreuzgang — Byzanz im zehnten Jahrhundert, Schloss von Blois — an weltgeschichtlichen Lichtern und Stimmungen: Prozessionen im Altertum, Alexander, der Macedonier, Charakter des Augustus, Karl der Große, die Zeit ums Jahr 1000, Ludwig der XI. von Frankreich, Gegenreformation, der dreißigjährige Krieg, Verfall Spaniens seit Philipp II, Cardinal Richelieu, der falsche Demetrius, Napoleon.

In den Sitzungen der historischen oder antiquarischen Gesellschaft äußerte er sich zu den laufenden Geschichtsproblemen und

zu den engern Fragestellungen des Faches. Besonders sprechend für die feine Auswahl passender Gelegenheitsthemen durch entgegenkommende Bezugnahme auf die Interessen der Hörer waren seine Gastabende im Verein junger Kaufleute; dort trug er vor über die Wertschätzung der Arbeit im Altertum, über Karthago als Handelsstadt, über die Kolonien der Griechen, über Reisen der Araber, über die Fuggerstadt Augsburg, über die Kontinentalsperre, über das Englische als künftige Weltsprache. Im Zunfthaus zur Safran etwa über Deckenverzierungen, über Kunstformen des Schmiede Eisens. Seine Vielseitigkeit erlaubte ihm auch einmal über Wallenstein in der Geschichte und ein nächstes Mal über Schillers Wallenstein sich zu äußern, wie er das zum Beispiel im Bernoullianum getan hat. Im ganzen hat er im Umkreis von achtundvierzig Jahren außeramtlich etwa ein vierteltausendmal sich hören lassen. Das Publikum setzte sich zusammen aus allen Schichten der Einwohnerschaft, von dem Bäcker, bei dem er wohnte und dem Badmeister im „Brunnen“, welche Anstalt er um ihres wunderbaren tiefblauen Grundwassers regelmäßig aufsuchte, bis hinauf in die hochherrschaftlichen Regionen der Equipagen und Pelzmäntel, vor denen er, wie er gelegentlich scherzte, ohne Ansehen der Person rein schon grundsätzlich auf der Straße den Hut zog.

Man wundert sich, dass Burckhardt, der einen solchen Strom von Nachempfunden zu vergeben hatte, doch gelegentlich die Strenge besaß, zu erklären, die Welt sei nicht um der Schönheit, sie sei um der Wahrheit willen da. Das schmälert seinen Genießerruhm nicht, es erhöht ihn. Denn bei allem Wahrheitssinn hat er es deutlich ausgesprochen, der Mensch solle sich mit der Oberfläche der Welt begnügen. Nicht Abstrich und Askese, nein Zucht und Disziplin und Kräftigung erwachsen dem Genuss aus dieser ethischen Gebieterschaft. Der Eindruck der Herrschaft über sich selbst bis in die Körperhaltung bannte die Zuhörer seiner frühesten Vorträge — „noch steht mir sein Bild vor Augen,“ schreibt einer von ihnen vor fünfzig Jahren, „wie er im untern Saale des Stadtkasino auf einem kleinen Podium, vollständig freistehend, in ungezwungener, aber schöner Haltung die Vorlesungen hielt. Er war imstande, dank seinem ihn belebenden Schönheitsgefühl zu leisten, was wohl nicht leicht ein anderer vermag: eine ganze Stunde vor

seinen Zuhörern dazustehn, ohne je in eine unschöne Bewegung oder Haltung zu verfallen.“ Dem entsprach eine ebenbürtige Herrschaft über das gesprochene Wort. Ich selbst mag mich erinnern, dass ich, von Burckhardts Sicherheit im Ausdruck fast unheimlich berührt, mich einmal in eine seiner letzten Vorlesungen setzte, mit dem Entschluss, Inhalt Inhalt sein zu lassen, um ihn womöglich auf einer formalen Schablone, auf einer Ermüdung der Diktion zu ertappen — ich fahndete vergebens: er setzte mit vollen Registern ein und brachte es fertig, ohne eine schwächende Wiederholung unter zunehmender Steigerung den Apparat seiner Mitteilung spielen zu lassen, wie das nur einem ganzen Künstler gegeben ist. Auch wenig anspruchsvolle, nur eben schlicht gebildete Bürger pflegten, wenn von Burckhardt die Rede war, als entscheidendes Kriterium hervorzuheben, bei ihm sei eben Satz für Satz schön. Man könnte zur Charakteristik des Kunstverstehers und Selbstkünstlers Burckhardt etwa sagen, er habe die Freude des Genusses auf eine priesterliche Weise weiter geleitet. Zu seinem goldenen Doktorjubiläum enthielt die erneuerte Urkunde den tiefsinnigen Vergleich, sein Lebenswerk sei Propyläen gleich zu achten, die, an und für sich ein Kunstgebilde, doch nur den Torbau bedeuteten am Eingang ins eigentliche Reich der Kunst. Dieses Lob war wohlverdient, denn eben ein halbes Jahrhundert vorher (1842) hatte er seinen Freunden folgendes erklärt: Was ich historisch aufbaue, ist nicht Resultat der Kritik und Spekulation, sondern der Phantasie, welche die Lücken der Anschauung ausfüllen will. Die Geschichte ist mir noch immer größtenteils Poesie; sie ist mir eine Reihe der schönsten malerischen Kompositionen. Meine historische Darstellung kann vielleicht mit der Zeit lesbar, ja angenehm werden, aber wo nicht ein Bild aus meinem Innern auf das Papier zu bringen sein wird, muss sie insolvent dastehn. Mein ganzes Geschichtsstudium ist so gut wie meine Landschaftsklexerei und meine Beschäftigung mit der Kunst aus einem enormen Durst nach Anschauung hervorgegangen.“

IV.

Die Gefahr freilich, mit der freischaltenden Erfindung an der tatsächlich verlaufenen Erdgeschichte zum phantasierenden Rhapsoden, wenn nicht gar zum flunkernden Phraseur, zum seichten

Feuilletonisten zu werden, hat für Jakob Burckhardt kaum bestanden, geschweige dass er ihr je selbst nur auf Augenblicke verfallen wäre. Die ernste Hand methodischer Schulung hielt alleschießenden Gelüste seiner beweglichen Einbildung im Zügel; gewissenhaft hat er sich an den schmalen, nüchternen Strich geschichtlicher Wahrhaftigkeit gehalten und ist vom beschwerlichen Pfade jenes Wissens, das auf ewig Stückwerk bleibt, nicht um eines Fußes Breite abgewichen. Kein Vorwitz und keine Sehnsucht verlockten ihn, sich des brüchigen Notsteges der Hypothese wie einer festen Brücke zu bedienen; es gehörte zu den ergreifenden Stellen seines Vortrags, wenn er mit mahnender Stimme seine eigene Befangenheit in Erinnerung rief; dann wurde sein erhobener Finger zur symbolischen Gebärde, dass auch auf das schönste Persönliche kein Verlass ist, dass man neben dem dinglich und sachlich Ewigen keine Götter haben darf. So wurde die ihm tief eingeborene Künstlerschaft gebändigt, vielleicht sogar auf mäßige Weise geknechtet durch einen nicht zu brechenden kritischen Sinn, und so jene moralische Reinheit, jene Seelensauberkeit erzeugt, die jede Bemängelung einer sich etwa bemüßigt fühlenden Sittenzensur zum Schweigen bringt. Diese Ehrfurcht vor seiner freien selbstgeschaffenen Moralität können ihm aber auch argwöhnische Zweifler nicht versagen, die in jeder Selbstbeschränkung, in jeder noch so vergeistigten Askese behindertes, halbgebrochenes Leben wittern möchten. Unter denjenigen, die auf sein Andenken bedacht sind, muss man am ehesten jene machen lassen, die ihn mit Vittorino da Feltre vergleichen — dem „Herrlichen“ wie er selbst ihn nannte: „einem jener Menschen, die ihr ganzes Dasein einem Zwecke widmen, für welchen sie durch Kraft und Einsicht im höchsten Grade ausgerüstet sind.“

An Jakob Burckhardt darf uns der Rahmen nicht täuschen, in dem er wirkte. Es sieht nach Einschränkung aus und ist gründlichste Freiheit gewesen. Er hat sich an die Form des Auslegers gebunden; wenn nur selten wirklich *laudator*, war er doch immer *commentator temporis acti* — als hätte er nur zum Lastträger und Dienstmann und nicht zum Herrn über die Dinge getaugt. Und doch besaß er die Herrschaft über die Dinge gar wohl. Hinter seiner Gestaltungsgabe und seiner profunden Gelehrsamkeit lag ein Schwerpunkt: Kombinationskraft und Wissenstrieb begegneten

sich irgendwo in der Tiefe. Der Dichter in ihm und der Gelehrte in ihm fanden sich zusammen im Denker. Wenn wir den Genfer Jean-Jacques Rousseau aus mehr als einem Grunde außer Spiel lassen, so war Jakob Burckhardt der einzige bodenständige Philosoph, den die Schweiz hervorgebracht hat. Eine Philosophie, nämlich eine Zusammenschau von Welt und Leben aus Übersicht und Weisheit, ist sein Werk nichtsdestoweniger, ob es gleich nur als Anmerkung zum Text, für den er die bisher geschehene Historie nahm, erfolgte. Das ist es, was man im großen Sinne Burckhardts Bescheidenheit nennen kann: Der Welt nicht selber den Text lesen wollen, sich für seinen Teil mit der Fußnote begnügen! Burckhardt schrieb einmal an Nietzsche, der sich darob höchst geschmeichelt vorkam — was es wohl setzen würde, wenn Nietzsche Weltgeschichte *ex professo* dozieren wollte; Nietzsche unterließ das berechtigte Gegenkompliment, was es wohl absetzen würde, wenn Burckhardt den Historiker an den Nagel hinge und sich als Philosophen vom Fach aufzutun wollte. In den „Weltgeschichtliche Betrachtungen“ liegt die Philosophie fest geschlossen vor; im Renaissancebuch, im Kurs über die Griechen hat er sie scheffelweise dazwischengestreut.

Nur eine Auswahl kann uns den Durchblick in Burckhardts Weltbild verschaffen, — nur ein karges Beispiel, uns über die Not der Fülle hinweghelfen, in die uns seine bekanntlich nicht zahlreichen Bücher immerhin versetzen. Ich meine aber dem in dieser Richtung Möglichen werde Genüge geschehen mit der Erkundigung, wie sich denn Burckhardt gestellt habe zum demokratischen Staat und zum reformierten Christentum, beides Gebilden, in die er mitten hineingeboren wurde und zwischen denen er sein langes Leben hindurch leidlich ausgehalten hat, obschon er weder zum einen noch zum andern Ja und Amen sagte. Das Verhältnis zum Staat ist greifbarer, somit leichter darzulegen, da ja gar noch die Vergleichssphäre zwischen dem Forschungsgebiet und der wirklichen Daseinsumgebung sich eng umschreiben lässt: in einem republikanischen Stadtstaat hat Burckhardt gewirkt, und der Begriff der „Polis“ hat ihn zu einer seiner glänzendsten Darbietungen veranlasst. Indessen bot die Kleinheit der Realität neben dem titanischen Charakter der Intuition schon aus Geschmacksgründen kaum eine Versuchung zur Nutzenanwendung — eher möchte man

sagen, die graue Harmlosigkeit philiströser Einfalt habe dem grausig aufleuchtenden Schaugebilde zu einem Untergrunde gedient, die erlebte Alltäglichkeit ihn zur Vision getrieben. Ermisst man, was jetzt so gut wie vor Alters unter uns Eidgenossen der Patriotismus bedeutet, und bedenkt, was für ein in aller Schlichtheit, aber auch Bestimmtheit guter Schweizer Jakob Burckhardt gewesen ist, so ergibt sich das ungeheure Maß von Bewusstheitsentfaltung, dessen es bedurfte, bis er, frei von jeder Wohlighkeitsanwandlung oder splittrichterlichen Beschränktheit, die tragisch durchseelte Anschauung in sich vorfinden konnte, die ihn vor sein grandioses „Polis“kapitel, den Dantevers von der „Schmerzensstadt“, der „*città dolente*“ schreiben ließ. Ohne ein reichliches Maß eigenen Leidens dürfte es da wohl schwerlich abgelaufen sein.

Ein Gefühl der Läuterung, eine klassische Katharsisempfindung bemächtigt sich des Lesers über dem ersten Band der „Kulturgeschichte“. Staat und Nation sind da vor einen Gerechten und Gütigen geladen. Burckhardt hat die Verkittung entdeckt, die das antike Stadtwesen im Unterschied zum mittelalterlichen, ein uranfängliches, elementares und in gewissem Sinne unnützlich, zweckloses Sozialgebilde sein ließ. Einmal in der Weltgeschichte, so lauten seine Worte, hat in voller Kraft und Einseitigkeit sich hier ein Wille verwirklicht, welcher längst wie mit Ungeduld scheint auf seinen Welttag gewartet zu haben. In neuern Zeiten ist es wesentlich der Einzelne, das Individuum, welches den Staat postuliert, wie es ihn braucht. Es verlangt von ihm eigentlich nur die Sicherheit, um seine Kräfte frei entwickeln zu können; hiefür bringt es gerne wohlabgemessene Opfer, hält sich aber um so viel mehr dem Staat zu Dank verpflichtet, je weniger dieser sich um sein sonstiges Tun kümmert. Die griechische Polis dagegen geht von vornherein vom Ganzen aus, das früher vorhanden sei als der Teil, nämlich als das einzelne Haus, der einzelne Mensch. Dies Ganze wird den Teil auch überleben; es handelt sich nicht bloß um eine Bevorzugung des Allgemeinen vor dem Einzelnen, sondern auch des Dauernden vor dem Augenblicklichen und Vorübergehenden. Von dem Individuum wird nicht bloß im Felde und auf Augenblicke, sondern jederzeit die Hingebung der ganzen Existenz verlangt, denn es verdankt dem Ganzen alles. Die Polis ist ein höheres Naturprodukt; entstanden

ist sie, damit Leben möglich sei. Die Vaterstadt ist hier nicht bloß die Heimat, wo dem Menschen am wohlsten ist und wohin ihn das Heimweh zieht, nicht bloß die Stadt, auf welche er trotz aller ihrer Mängel stolz ist, sondern ein höheres, göttlich mächtiges Wesen. Vor allem ist man ihr den Tod im Kampfe schuldig und zwar zahlt man ihr damit nur das Närgeld zurück. Jedenfalls hat auch der Verdienstvollste der Heimat mehr zu danken, als diese ihm. Und wem die Heimat Unrecht getan, der soll ihr begegnen wie einer Mutter in solchem Falle. Da die Polis das Höchste und die eigentliche Religion der Hellenen ist, so haben die Kämpfe um sie die volle Schrecklichkeit von Religionskriegen, und jeder Bruch mit ihr hebt da das Individuum aus allen Fugen.

Die lückenlose, oft bis zum Delirium grauenhafte Erfüllung des Stadtbegriffes bei den Griechen erregte in Burckhardts teilnehmender Erkenntnis das Mitleid des großmütigen Pessimisten. Er sah in ein sich selbst fressendes Feuer hinein, das seiner Flammenart nicht froh zu werden vermag und dem doch der Trost des Erlöschens durch raschen Untergang versagt war. Er litt an dem relativ Ewigen, zu dem nach Wegfall des flüchtigen Einzeldaseins eben eine solche Gesamtheit verdammt blieb; es war ihm Bedürfnis, mehr als einmal auf den qualvollen Aufschrei eines griechischen Schriftstellers zurückzukommen, der also lautet: „Ein schuldiger einzelner Mensch stirbt vielleicht, bevor ihn die Vergeltung erreicht, die Polis aber mit ihrem Nichtsterbenkönnen müssen die Rache der Menschen und der Götter ausdulden.“ Und so erlöste sich dem weisen Betrachter die fortschreitende Geschichte in einem Aufatmen, als mit der Renaissance die Notwendigkeit des Weiterlebens im Volksganzen Form bekam und der Staat als Kunstwerk erschien, so dass diese neue Gestalt der Polis zwar sich vielleicht nicht der Zwecklosigkeit, wohl aber der Sinnlosigkeit enthoben glaubte. Das neue Pathos, das nun erzeugt war, nennt Burckhardt ein „Behagen an geistigen und künstlerischen Genüssen, Lust am Wohlleben und Ausbildung der eigenen Persönlichkeit“. Die Sorge für das Vaterland trat zurück über der Befreiung des Individuums. In den Tagen der Columbus-tat war die größere Entdeckung der persönlichen Seele geglückt: Der Mensch fing an, sich der Erde zu freuen — der Glaube an

außermenschliche Mächte wirkte nicht länger als Alpdruck. Die Humanität entsprach gewiss nicht einer Enttierung, aber von Humanismus darf geredet werden, weil nun das menschliche Selbstgefühl als etwas Zentrales in den Mittelpunkt alles Trachtens rückte. Damit aber war die diesseitige Welt zur Herrschaft gelangt: Das Tribunal der fünf Sinne aufgerichtet — die Wiederentdeckung des Altertums zu einem Erwachen geworden in den hellen Tag.

Der Sinn für die Kräfte der Vergesellschaftung ist es auch gewesen, der Jakob Burckhardt, ob er gleich seit der ersten Regung von Männlichkeit ungläubig war, in den Stand setzte, dem Christentum gerecht zu werden. Die heutige geläufige Ansicht von einer freien, auf ein rein persönliches Ermessen sich gründenden Glaubensgewalt war ihm freilich fremd; er blieb bei der altmodischen Meinung, das Christentum habe zu seiner besten, wenn nicht einzigen Entschuldigung immer noch die Kirchen. Über allen Städten und Königreichen bewährte sich ein Zugehörigkeitsgefühl von der idealen Kraft des Polis, wenn auch von ganz anderer, längst nicht so mörderischer Art. Aber er nahm diese Kraft für eine rein geschichtliche Erscheinung, die wieder vergehe, wie sie aufgekommen sei, wenn ihre Stunde überhaupt nicht schon geschlagen habe. Gegen den Theologen Willibald Beyschlag äußert er sich im Alter von sechsundzwanzig Jahren wie folgt: „Ich weiß, das es nicht nur ehrenwerte Leute gibt, die an der Kirche festhalten, sondern dass der kirchliche Standpunkt überhaupt noch jetzt ein tief berechtigter ist und wohl noch eine Zeitlang bleiben wird. Nach und nach lehren mich meine Studien, dass auch die protestantische Kirche als Bewahrerin eines hohen Gemeingutes eine Kirche und nicht bloß ein fader äußerlicher Abklatsch des mittelalterlichen Kirchentums ist. Und dich achte ich jetzt um so mehr, da du dich ihr näherst, obwohl kein Spott und Hohn, den sie leiden muss, dir unbekannt blieb, obwohl du weißt, dass die Genien der Nation von ihr abgefallen sind. Ich aber habe auf ewig mit der Kirche gebrochen aus ganz individuellem Antrieb — weil ich nämlich buchstäblich nichts mehr damit anzufangen weiß. Meine Sittlichkeit marschirt vorwärts ohne kirchliches Zutun und rückwärts ohne kirchliche Gewissensbisse. Die Kirche hat über mich jegliche Gewalt verloren, wie über so

viele andere, und das ist in einer Auflösungsperiode nicht mehr als recht und billig. . . Als Gott ist mir Christus ganz gleichgültig — als Mensch geht er mir läuternd durch die Seele, weil er die schönste Erscheinung der Weltgeschichte ist. Wer so etwas Religion heißen will, der mag es — ich weiß mit dem Begriff nichts aufzustellen.“

Seine Historikertreue ließ ihn gegen das geschichtliche und besonders auch das katholische Christentum gerecht bleiben und es durchaus nicht an seine Feinde verraten. Im Kampfe gegen die Jesuiten Ende der vierziger Jahre, da unter andern ein Gottfried Keller sich mit dem Gedanken trug, ins Feld zu rücken, hat Burckhardt seinem Abscheu gegen den Kulturkampf Luft gemacht: „Der ganze schweizerische Liberalismus mit all seinen Phrasen ist mir eine durchaus lächerliche Erscheinung — täglich wächst meine Verachtung gegen dies politische Geschmeiß, das sich den Mantel der Freiheit umschlagen möchte. Wenn man die Menschen kennt, die sich bei diesem Anlass liberal machen — o Gott!“ Das Kapitel der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, das betitelt ist: „Die Religion in ihrer Bedingtheit durch die Kultur“, mögen sich doch ja alle modern gerichteten Theologen hinter den Spiegel stecken.

Über das Christentum in der Gestalt, wie es ihn in seinem Leben umgab, äußerte er sich folgendermaßen: „Das künstliche Neupflanzen von Christentum zum Zwecke der guten Aufführung war immer völlig vergeblich. Die heutige von optimistischen Grundvoraussetzungen ausgehende Philanthropie ist gar nicht so sehr eine Frucht des Christentums als ein Korrelat des Erwerbssinns und der Diesseitigkeit. Der moderne Geist dringt auf eine Deutung des ganzen hohen Lebensrätsels unabhängig vom Christentum. Man liebt das demütige Sichwegwerfen und die Geschichte von der rechten und linken Backe nicht mehr, man will die gesellschaftliche Sphäre behaupten, wo man geboren ist; man muss arbeiten und viel Geld verdienen, überhaupt der Welt alle mögliche Einmischung gestatten, selbst wenn man die Schönheit und den Genuss hasst. In Summa: man will bei aller Religiosität doch nicht auf die Vorteile und Wohltaten der neueren Kultur verzichten. Die calvinistischen Länder, die schon von der Reformation her wesentlich die erwerbenden sind, sind zu dem anglo-

amerikanischen Kompromiss zwischen calvinistischem Pessimismus in der Theorie und rastlosem Erwerb in der Praxis gekommen. Vollends wissen Calvinismus und Methodismus recht gut, warum sie die Kunst mit Gewalt abweisen, so gut es der Islam wusste. Ja, die Kunst ist eine wundersam zudringliche Verbündete der Religion. Aber die Religionen irren sich sehr, wenn sie glauben, dass die Kunst bei ihnen einfach nach Brot geht.“ Gleich Nietzsche hielt auch Burckhardt dafür, als ein praktisches Verhalten im Sinne der Bergpredigt sei Christentum auch heute noch möglich, wenn freilich die Echtheit und Gesundheit dieser Weltverneinung bei dem rapiden Umsichgreifen einer rein diesseitigen Lebensauffassung schon mehr ans Märchenhafte grenzen dürfte. Burckhardt hat aber in der verflochtenen Religionsgeschichte die Macht der prophetischen Persönlichkeit erkannt. Als jugendlicher Renegat stieß er den Seufzer aus: „O, hätte ich gelebt zur Zeit, als Jesus von Nazareth durch die Gauen Judas wandelte — ich wäre ihm gefolgt und hätte allen Stolz und Übermut aufgehen lassen in der Liebe zu ihm und hätte nach Selbständigkeit und eigener Geltung nicht weiter gefragt — denn was hätte es geschadet, als Einzelwesen verloren zu gehen neben ihm?“ Als überschauender Beherrscher der Geschichte sah dann Burckhardt die ihn ergreifendste Auswirkung des Christentums in der Gestalt des heiligen Severinus von Noricum. Das war recht eigentlich der Schutzheilige Jakob Burckhardts — nicht so natürlich, dass er Burckhardt den Glauben erhalten hätte; wohl aber war das Christentum vor der Verurteilung geschützt, nachdem ein solches Genie der umsichtigen Selbstentäußerung die trostlose Zeit der wandernden Völker erhellte. Es bedurfte einer solchen unvergleichlichen Einzelheit, um überhaupt noch Christliches gelten zu lassen. Die nicht so auf Weltende-Stimmung ausgeprägten, nur allgemein doktrinären Äußerungen von Mitleid und nächstenliebender Herzengüte pflegte Burckhardt aus Reinlichkeit bereits als Pessimismus anzusprechen. Dass er mit diesem Ausdruck einen so hohen Begriff verband, verrät seine Jüngerschaft zu Schopenhauer. Ein direktes Zubenkenntnis liegt nicht vor. Nietzsche und seine Freunde wussten von intimen Äußerungen Burckhardts über „unsern“ Philosophen zu erzählen; es ist vorlaut, diese vielleicht unbequeme Festlegung zu entkräften mit der Annahme, Burckhardt habe diese

Wertschätzung Schopenhauers nur ironisch gemeint. Das müssten uns denn unzweideutig ablehnende Urteile aus seinem Munde belegen. Solange das nicht der Fall ist, hat dafür zu gelten, für Jakob Burckhardt sei in Dingen der Gefühlswertung an Stelle des Christentums die Schopenhauersche Philosophie getreten.

V.

Alle diese Einsichten bedingen die Modernität Jakob Burckhardts und damit im Zusammenhang seine posthume Berufung zum Nothelfer und Wegweiser. Seine Beherrschung der Geschichte führt zu der Befreiung aus der Knechtschaft der Vergangenheit: wie werden wir nun erst der eigenen, noch unentwickelten Kraft inne! Er wird daher in der Geschichte der europäischen Kultur immer Schulter an Schulter mit Friedrich Nietzsche anzuschauen sein. Die Urbanität, die sie verband und beim jüngern sich desto enthusiastischer zur Innigkeit erwärmte, je erschrockener der ältere sich zurückzog, beruhte nicht sowohl auf dem Zufall, der sie beide im Dienste einer Stadt vereinte, als auf einer weit sich erstreckenden Gebietsgemeinschaft. Gewiss war Burckhardt vorwiegend der Gebende — Nietzsche hat mehrere Fundamentalbegriffe von ihm bezogen, vor allem die umfassende Kulturkonzeption und den Gedanken vom Pathos nebst einer Reihe von Perspektiven, die sich bei Burckhardt aus dem klaren Einblick in die bloße öde Bosheit der Macht ergaben. Aber auch der betagte Weise ging nicht unbeschenkt aus der merkwürdigen Freundschaft hervor; die wundersame Witterung vom Dionysischen als dem Ursprunge des Tragischen gaben dem bewährten Nierenprüfer des Griechentums mächtig zu denken. Die Sympathien für beide müssen geteilt bleiben und neigen, bei dem Urteil auf den ersten Blick, eher Nietzsche zu. Jedenfalls hat Nietzsche die geistige Energie voraus, die Ambition, die „*Pace*“ des Renners, für die ihm sogar sein endlicher Fanatismus kein zu hoher Einsatz war. Daneben wirkte Burckhardts Illusionslosigkeit wie Goethe neben der Romantik klassisch kühl. Und dann war ja Burckhardt wirklich in jener Verzweiflung des Niedergangs befangen, die Nietzsche zur desparaten Bejahung des Lebens trieb, und vielleicht hat die eisigere Einsamkeit doch noch das Herz Burckhardts umschlossen — da

es ja Nietzsche für seinen Zorn nie an Adressaten gebrach, Burckhardt hingegen eine große Kunst im Verbergen seiner hintersten Konfidenzen besaß. In einem freilich waren diese beiden sonst so grundverschiedenen Neueren einig: in dem, was Nietzsche der guten Europäer nannte, insofern darunter die glückliche, erst noch zu erzielende Vereinigung des germanischen und des lateinischen Kulturideals zu verstehen ist. Beim Brande des Louvre eilte der eine instinktiv zum andern, um sich dem der Teilnahme würdigsten auszuschütten. Es soll da sogar zu Tränen gekommen sein.

Wie zum Dank für die beispiellose Mühewaltung seiner Lebensarbeit heimste Burckhardt den Lohn von der Geschichte ein, die er mit seinem Dasein beschloss: Basels letzter Humanist und selbst gegen Erasmus gehalten, sein größter. Die Anhänglichkeit hervorragender Geister an die Vaterstadt, von der sie die höchsten Ehren des Auslands nicht zu trennen vermochten, wiederholte sich bei Burckhardt. Er wusste, was er ausschlug und erklärte nach dem Tübingerruf der Behörde: „Weder ein öffentliches Bekanntwerden der Tatsache, noch eine Erhöhung meiner Besoldung ist für mich wünschbar, und letztere würde ich sogar unbedingt ausschlagen, wohl aber darf es mir erwünscht sein, dass die Behörde, und zwar auch in ihrem Protokoll, Notiz nehmen mag von dem redlichen Willen für unsere Anstalt, welche mich auch zu meiner Handlungsweise bewogen hat.“ Tritt schon an dieser einzigartigen Bedingung beim Aufgeben großer Vorteile Burckhardts Uneigennützigkeit zutage, so erscheint seine Wirksamkeit vollends wie ein unverletzliches Teilstück einer prächtigen Gesamtheit und gar nicht so sehr wie eine individuelle Leistung eines unersetzlich Einzigem, wenn man bedenkt, dass Burckhardt zur Hälfte seines Amtes überhaupt Gymnasiallehrer war. Dazu kommt die bescheidenste Lebensführung, wobei gar nach den heutigen akademischen Ansichten die Wahrung der Standeswürde sich zu einem äußersten verstehen musste. Nicht genug damit — Burckhardt hat auch als Schriftsteller auf den Geschäftsnutzen von vornherein verzichtet, sobald er durch die feste Anstellung seinen nötigen Unterhalt gesichert wusste. Mehr als das: er gab auch, im Interesse des Publikums, wie er meinte, bei lebendigem Leibe den Text seiner Bücher aus der Hand. Er, der sich selbst nie zitierte, konnte mit einem

sublimen Augenaufschlag den „Cicerone“ erwähnen: „Meine Herren, ich kann das Buch schon empfehlen, es ist nicht mehr mein Buch.“ Zum Zeichen endlich, wie er für seine Person nichts verlangte als das zum Leben unerlässliche, hat er keine Vorlesungshonorare erhoben und bei der Einschränkung seines Pensums nur noch den halben Gehalt angenommen. Kein Ehrenamt hat er bekleidet, weder Rektorat noch Dekanat, und von den rund sechzehntausend amtlichen Kollegstunden als hoher Siebziger eine halbe Woche wegen eines Unfalls ausgesetzt.

Das alles sähe einer wenig antiken, beinahe süßlichen Demut gleich, wenn es nicht im Gegenteil auf einen sehr feinen Egoismus, auf eine untrügliche Genießerweisheit hinausgelaufen wäre. Seine Lebensführung bestand in der Üppigkeit des Genussapostels Epikur, die sich bekanntlich aus einem Gartenhaus, ein paar Freunden und Gaiskäschen zum Leckerbissen zusammensetzte. Sein schlichtes Wohnen und Essen lohnte sich ihm in einer nie wankenden Gesundheit. Der ledige Stand war mit einem zerfließenden Traum nebst dem nachfolgenden Entschluss, und eine Geldkatze wolle er nicht, vielleicht empfindlich, aber rasch erstritten — dahinten vor vierhundert Jahren waltete ja doch Vittorino da Feltre, der seine Neigung zu Wollust und zum Zorn so zu bändigen wusste, dass er sein ganzes Leben lang keusch blieb und selten durch ein hartes Wort jemand verletzte. Und gar vor fünfzehnhundert Jahren hatte der brave gallische Lobredner Eumenius seine Besoldung, obwohl er knapp dran war, zu einer lokalpatriotischen Stiftung verwendet und gesagt: „Wer wird jetzt so erbärmlicher Gesinnung, so allem Streben nach Ruhm abhold sein, dass er sich nicht ein Andenken stiften und eine günstige Meinung von sich zurücklassen wollte?“ Und für die Muße die heilige Cäcilia mit den italiänischen Opern und dem göttlichen Mozart, da man selber sich auf den Tonsatz verstand, begleiten konnte, über einen angenehmen Tenor verfügte! Und dann galt „Bungemachen“ nicht — man wusste noch ein Glas Veltliner zu würdigen und rauchte bald dieses, bald jenes Kraut, eigentlich jedes, wenn der Stengel nur Luft hatte — und war Fußgänger am liebsten eigentlich nach Grenzach hinaus — den Rhein entlang — unter der Allee hin — und genoss nach dem Bummel die Arbeit der Woche doppelt — von morgens acht bis abends acht — und freute sich auf sein Auditorium, das man

handhabte, wie ein Künstler seine Harfe. Etwas vom Vorrecht des Adels lief da mitunter: Gruß und Dank und Ehrfurcht. Aber deswegen wollte man beileibe nichts voraushaben. Man wusste, wer man war, aber man wusste es ohne Dünkel. Nur ja nichts Gewaltames, gar etwa Standpunkt markieren auf das Ende zu, da doch alles von selbst seinen richtigen Lauf nahm. Besser, man schrieb sich den Nachruf für das kirchliche Begräbnis selber, als dass noch hinterher die Pietät Unfug anrichtete: und vielleicht war es ja auch gar nicht so unangebracht, in den Glauben an eine Unvergänglichkeit, die den Umstehenden Bedürfnis war, in aller Bescheidenheit tröstlich miteinzustimmen.

So lag denn eine wundervolle Verschwiegenheit, ein Einklang von lauter sehr feinen Halbtönen über dem Dasein dieses schönen Bürgers. Warum nur schrieb er nicht mehr? Und hätte er nicht viel nachhaltiger wirken können, als es schließlich der Fall war, wenn ihm doch das Wohl der Stadt über alles ging. Er sah die Mehrzahl seiner einheimischen Kollegen sich für die öffentliche Wohlfahrt betätigen, sah sie ein doppeltes Leben führen in der Wissenschaft und im Staat? Warum tat er nicht mit und spannte sich nicht auch vor? Warum verwendete er täglich drei Stunden auf das im Grunde brotlose Kunststück des Memorierens in Anbetracht, dass er in dieser Zeit im Großen Rat oder in einem Gericht sein gutes Wort hätte reden können? Warum hat er sich so gar nicht *nützlich* gemacht und begnügte sich mit der rastlosen Arbeit an sich selber? Ich sagte schon, weil er ein guter Egoist war — und ich denke, das lässt sich verantworten. Er hat sich auf sich selber abgestimmt; denn er besaß denjenigen hohen Eigenwert, der für die Mitmenschen am meisten abwirft, wenn er zu sich selber möglichst Sorge trägt. Mehr Nachwirkung von Jakob Burckhardt fordern hieße an seiner Hinterlassenschaft gerade das Kostbarste verkennen. Luft ist mehr als Brot, so sicher als Atmen uns dringlicher not tut als Essen. Er stellte deshalb alle ausdrücklichen Volksfreunde und Wohltäter in den Schatten. Mögen andere die Zehntausende speisen: sein Werk ist uns Atmosphäre und Helligkeit dazu. „Die Zeitgenossen aber nannten ihn das Licht Italiens“, war einer seiner Lobsprüche. Das Urteil über ihn muss diese Höhe einhalten. An dem telefunkenhaften Flirren, Schwirren und Flimmern im Geiste von heute hat er teil; an das gestirnhafte

Leben und Weben, das uns Glück und Not ist, steuerte er Kräfte bei. Da er sich aber dahin festbannte, wo er am stärksten liebte, da sich somit in ihm das beste und letzte vom alten Basel verklärt und vollendet, so legt seine leuchtende Seele auch auf seine Stadt einen Glanz, dem weder eine Verdunkelung noch ein grelleres Aufflackern ihrer künftigen Schicksale kaum jemals etwas anhaben werden.

ARLESHEIM

CARL ALBRECHT BERNOULLI



DIE SCHALE

Reich mir die Schale dort von gold'nem Klang,
Die leuchtend lockt aus ihrem dunklen Schrein
Zu einem Trunk so tief und sehnsuchtsbang! — —
Warum so lange schlossest du sie ein?

Siehst du den Glanz im Abenddämmerchein?
Er ladet uns zu festlich-frohem Gut;
Ein Zug von diesem reinen klaren Wein
Durchströmt das Herz mit frischer Jugendglut! —

Füll mir die Schale, die so einsam war,
Seit du im Frühlenz sie mir einst kredenzt;
Den vollen Lebensbecher bring mir dar,
Mit deiner Liebe Rose dicht umkränzt! —

ALFRED SCHAEER

